

Leitartikel

Leo Karrer Familie – zwischen Wunsch und Lebbarkeit

I. Familie – kleiner und
immer kleiner . . .

Es grenzt schon an eine banale Selbstverständlichkeit, von der Veränderung der Familie innerhalb der Gesellschaft und von einem Wandel der familiären Leitbilder und Sozialformen sprechen zu wollen. Viele Funktionen der „Institution“ Familie haben sich im Verlaufe eines längeren gesellschaftlichen Prozesses verlagert und finden ganz oder teilweise außerhalb der Familie statt: Arbeit und damit Erwerb der materiellen Lebensgrundlagen; medizinische Betreuung; Geburt und Tod; die Ausbildung; Altersbetreuung, aber auch ein wachsender Teil des Freizeitverhaltens u. v. m. Meist bleibt der Vater tagsüber weg von der Familie, so daß die Erziehung größtenteils Aufgabe der Mutter wurde. Aber auch letzteres ändert sich: die Erwerbstätigkeit von Müttern wächst, was für die Frauen zu einer Doppelbelastung führt, wenn nicht sogar zur Mehrfachbelastung.

Dieser Prozeß ging einher mit der zunehmenden Verkleinerung der Familie. Die heutige „Normalfamilie“ ist die Zwei-Generationen-Familie, bestehend aus den Eltern oder einem Elternteil mit nunmehr einem oder zwei Kindern. Mittlerweile sind fast ein Fünftel der Familien alleinerziehende Familien bzw. Einelternfamilien¹. Viele vorab junge Menschen lösen sich frühzeitig von ihren Herkunftsfamilien. Die Familie hat eine Entwicklung von der Großfamilie zu immer kleineren Einheiten mitgemacht.

Aber seit wenigen Jahrzehnten hat sich auch das Leitbild drastisch verändert. In der Zeit nach 1968 wurden die Institutionen Ehe und Familie von manchen als Ausbund oder gar als Ursache einer bürgerlichen Gesinnung betrachtet; und Wohngemeinschaften, Kommunen und freie Partnerschaften wurden der Familie als einem Hort der Reaktion vorgezogen. In der antiautoritären Welle wehrten sich viele Jugendliche gegen ihre Eltern, denn – so die Ideologie – niemand sei ungeeigneter für die Erziehung von Kindern als die eigenen Eltern; die Familie halte ohnehin Autoritätsstrukturen aufrecht, die abgebaut werden sollten. Und wenn ich zwei Jahrzehnte zurückblicke, so kommen mir eigene Attitüden und Rollenvorstellungen in den Sinn, die deutlich werden lassen, welchen weiten Weg wir insgesamt bewußtseinsmäßig in kurzer Zeit gehen mußten.

¹ Vgl. M. Brunner, Sieben Hypothesen als Grundlagen für eine zeitgerechte Ehepastoral am Ende der 80er Jahre, Liz. Arbeit (Fribourg 1992) 20.

Die Familienzeit eines Ehepaares erstreckt sich durch die höhere Lebenserwartung nur noch auf gut die Hälfte der möglichen Ehedauer, wodurch die Bedeutung der Paarbeziehung eher erhöht wird. Und entscheidend ist vor allem auch, daß die Frauen mit neuem Selbstbewußtsein in Ehe und Familie eintreten und auch in der Partnerschaft auf Gleichwertigkeit und Selbstbestimmung drängen. Vermutlich haben insbesondere die Veränderungen in den früheren „Normalbiographien“ der Frauen die Wandlungstendenzen im Familienbereich am meisten forciert.

II. Erwartungen an die Familie – größer und immer größer . . .

Trotz aller Krisenzeichen besitzt die Familie hohes Prestige und erlebt vermutlich noch höheren Erwartungsdruck. – In Entsprechung zum Leitbild der Ehe als einer partnerschaftlichen Gemeinschaft gleichberechtigter Partner auf der Basis eines freien Entschlusses und aus Liebe ist für die Familie die persönliche Zuneigung von entscheidender Bedeutung geworden. Dies gilt grundsätzlich auch für die Teilfamilien der Alleinerziehenden. In der Familie regelt die Gesellschaft die Generationenfolge. Sie ist der Ort, wo das Leben weitergegeben wird: leiblich und seelisch. Wenn man sich vergewissert, welche Bedeutung die ersten Lebensjahre für die Entwicklung und Lebensorientierung des Kindes haben, dann kann man die wichtige Bedeutung der Familie bzw. der Eltern ermessen. Auch für das weitere Wachstum der Kinder ist die Familie als *Erziehungsinstitution* von bleibender Bedeutung, wengleich der Einfluß fremder und geheimer Miterzieher (Schule und Ausbildung, Medien, Reklame, Freizeit-Industrie . . .) immer größer zu werden scheint.

Die Familie als kleine „Lebenswelt“ ist für den sogenannten modernen Menschen überlebenswichtig geworden. Sie ist zu jenem Platz geworden, wo „Lebensheiligtümer“ (P. M. Zulehner) wie *Wachsen-Können* und *Heimat-Haben* einen Ort haben sollen. „Auf der Werteskala nimmt die Familie mit Abstand den höchsten Platz ein. Sie ist der privilegierte Ort von Lebenssinn. Soweit es unter den jungen Eltern überhaupt kulturelle Selbstverständlichkeiten gibt, dann ist es die Sorge für die Familie. Die jungen Eltern geben sich ausgesprochen familienorientiert. Der privatpersönliche Bereich ist ihnen heilig. Ihre soziale Beheimatung finden sie im Kreis der Familie . . . Die Familie wird zur kleinen geschützten Lebenswelt vor der garstigen fremden Welt draußen. Hier erhofft man affektive Solidarität, gegenseitige Stütze, Beistand in der persönlichen Selbstentfaltung. Dies hat zur Folge, daß heute von der familialen Welt ungeheuer

viel erwartet wird.⁴² – Ob die Familie damit schon eine Gegengesellschaft gegen ein forciertes Leistungsprinzip ist, bleibe dahingestellt. Ohne Zweifel ist sie zu einer Art schützenden Nische geworden gegenüber einer anonym-rational orientierten Öffentlichkeit. Sie wird zum Symbol für einen privaten (und oft auch privatisierten) Lebensraum, in dem man Gefühle und Emotionen leben und ausleben darf. Die kommunikativen Fähigkeiten der Familienmitglieder und die Erziehung der Kinder zu Toleranz und Selbstbestimmung sind gefordert und gefragt. Nicht umsonst ist Th. Gordons „Familienkonferenz in der Praxis“ (1972) zum Bestseller geworden.

Aber sind nicht manche Krisen in den Ehen und Familien auf zu hohe Ideale oder Erwartungen, die naturgemäß enttäuscht werden müssen, zurückzuführen? Manche Konflikte ergeben sich aus der Überforderung durch einen hohen Anspruch (wie z. B. Gesprächsoffenheit, Konfliktfähigkeit, Toleranz...), dem man subjektiv nicht zu entsprechen vermag. Auch die gesellschaftlich gesetzten Bedingungen (Vorrang der Erfordernisse von Wirtschaft und Arbeitswelt, familiäre und berufliche Belastung vor allem der Mutter, Wohnverhältnisse, Isolation der Alleinerziehenden...) sind bekanntlich alles andere als familien-freundlich. Man spricht auch von der „strukturellen Rücksichtslosigkeit“ (H. Bertram), die zu entsprechend struktureller Benachteiligung führt.

Auch wenn es verschiedene Formen des familialen Zusammenlebens gibt, so bleibt die Familie doch *Keim-Zelle der Menschheit*; und vor lauter Statistiken über Ehescheidungen und Krisenbewußtsein für Konfliktursachen verliert man leicht aus den Augen, daß in vielen Familien personale Solidarität gelebt und erfahren wird wie wohl in keiner anderen Lebensform. Es ist Realität unterschlagen, wenn die Krisenmomente ausgeblendet werden, aber ebenso, wenn nicht gesehen werden will, daß viele Ehepartner, Väter, Mütter und Kinder – durchaus im Wellengang des Lebens – füreinander dankbar werden und Familie trotz Wandels im Leitbild als menschlich bereichernd und fruchtbar erleben.

III. Können sich Familie und Kirche finden?

1. Schon die „säkularen“ Vorstellungen von Ehe und Familie legen vielfach spirituelle Dimensionen frei. Ehe und Familie als Gemeinschaftsformen verbinden doch Menschen zur gegenseitigen Solidarität, die durchaus transzendente Züge aufweisen, denn menschliche Liebe und Offenheit füreinander setzen eine Dynamik frei, die die Partner und Partnerinnen über eine bloße Selbstver-

² A. Dubach, in: Religiöse Lebenswelt junger Eltern (Zürich 1989) 84; vgl. auch A. Foitzik, Stabilität und Wandel der Familie, in: Herder Korrespondenz 46 (1992) 131–135.

wirklichung über sich selbst hinaus verweist. Ehe und Familie leben davon, daß man einander traut und glaubt, auch in Zeiten von Ent-Täuschungen. Und darf das kleine Kind und dürfen nicht die Erwachsenen gerade in der Familie gesellschaftliche Zwänge und Rollenerwartungen hinter sich lassen und sie selbst werden und sein dürfen, auch mit den eigenen ungelösten Konflikten und Brüchigkeiten? Ist nicht gerade die Familie der Ort, wo Urvertrauen und Selbstbewußtsein reifen und wachsen können? Die zahlreichen Ehe- und Familienberatungsstellen weisen allerdings darauf hin, daß gerade jene Lebensform der Förderung und Therapie bedarf, die wie keine andere Ursprung und Wiege für Urvertrauen sein soll: die Familie. – Und letztlich lebt jede menschliche Beziehung vom Grundvertrauen, daß sie sinnvoll ist.

2. Und kann nicht auch aus den Kindern und Jugendlichen der Geist Gottes sprechen? Was kann sich bei den Eltern klären und vertiefen, wenn die Kinder sie an ihre eigenen Lebensmaximen erinnern (die sie meist von den Eltern übernommen und von ihnen ja gelernt haben), wenn die Kinder die Lauterkeit im Sprechen verlangen und nicht nach der (oft unehrlichen) Opportunität des ehrlichen Wortes fragen? „Wie oft sind es die Kinder, die ihren Eltern das rechte Streiten vormachen . . .“ (P. Modler), wenn sie zu ihrer Wut und zu ihren Gefühlen stehen, aber dann auch wieder selbstverständlich miteinander spielen und versöhnt sind? Ist nicht von den Kindern zu lernen, staunen zu können, ungeschützt Fragen zu stellen und auch selbst tiefe Antworten zu geben? Sie können überraschen. Zeigt nicht gerade der familiäre Alltag, daß wir die entscheidenden Lebensprozesse wachsen lassen müssen und nicht machen können und daß wir begleiten und nicht voreilig etwas zur „pädagogischen Reife“ zwingen dürfen?

Von diesem Hintergrund her ist zu fragen, ob nicht durch die Kirche diese sozusagen „säkulare Spiritualität“ zum Anlaß für eine ausdrücklich religiöse Deutung der Familie zu nehmen ist. Durch den christlichen Glauben an Gott, der den Menschen als freien Partner liebt und ruft und der ein Gott des Lebens ist, erhält die Familie als Erfahrungs- und als Handlungsort eine befreiende und umfassende Sinnperspektive und Deutung. Diese christlich-spirituelle Dimension immer wieder ins Gespräch zu bringen und aufzuzeigen, bleibt Aufgabe der Kirche, auch wenn sich die Sozialformen von Familie ändern mögen und mit ihnen früher gültig gewesene Leitbilder. – Sagt die Kirche etwas Grundsätzliches zur Familie – ins Angesicht der wahrgenommenen Realität? Haben wir eine Theologie des Kindes schon entdeckt?

3. Es ist offenkundig, daß die Familie aufgrund der gesellschaftlichen Ursachen nicht mehr wie eine staats- oder kirchenträgende „Zelle“ vorausgesetzt werden kann. Die Entwicklung zur Zwei-Generationen-Familie und die damit gegebene Herauslösung aus größeren Familienverbänden, die Geburtenregelung, Emanzipation der Frau und der Wandel der Autoritätsstrukturen usw. kennzeichnen eindeutig die Situation der Familie, der die Kirche Rechnung tragen muß.

Ist die Familie für die Kirche nicht doch vielfach zum „Missionsgebiet“ geworden? Es stellt sich die Frage, wie in unseren Ländern Familienpastoral zu gestalten ist, damit die Familie von der Kirche getragen und kirchenbildend erfahren werden kann. Das Problem ist ohne Zweifel vielfach gesehen und erörtert worden. Und wer ehrlich ist, wird zugestehen müssen, daß aus dem Raum der Kirche – bei aller Zeitbedingtheit der Wege und der ethischen Leitbilder – kolossale Anstrengungen gewachsen sind, um Familie praktisch mitzutragen. Dabei ist an das Engagement vieler Verbände zu erinnern, aber auch an die Ehevorbereitung und ehebegleitende Arbeit, an Familienfreizeiten, Familienkreise sowie an die Gottesdienste und Katechese im Bereich der Familienpastoral (Kinder- und Familiengottesdienste, Tauffeier, Hinführung der Kinder zu den Sakramenten . . .) usw. Zu fragen bleibt, ob Atmosphäre und Raum im Alltag unserer Pfarreien vorhanden sind für Alleinerziehende, für wieder-verheiratete Geschiedene, Wohngemeinschaften, für Partnerschaften ohne Trauschein . . . ?

Nicht zu vergessen sind Bildungs- und Gruppenarbeit (z. B. an den sozialen Familienbildungsstätten), die Familien-Hilfe und familienorientierte Sozialdienste, Mütterferien, aber auch familienbezogene Beratungsdienste und Therapien. Denn in manchen Ehen und Familien bereitet es eine kaum zu lösende Mühe, miteinander zu sprechen, aufeinander zu hören und einander zu verstehen.

4. Abschließend ist der Frage nicht auszuweichen, ob das kirchliche Engagement auch sozialpolitisch und sozial-ethisch noch stärkeres Gewicht erhalten sollte. Eine fundierte Kritik ist erforderlich angesichts familienfeindlicher und partnerschaftsgefährdender Tendenzen in der Gesellschaft. – Als die Caritas Schweiz in Zusammenarbeit mit dem Katholischen Frauenbund vor wenigen Jahren einen Bericht über die neue Armut in der Schweiz vorlegte, mußte es doch bedrücken, daß diese Armut vor allem alleinerziehende Frauen massiv trifft. Und wie sieht es im Spannungsfeld Arbeitswelt und Familie aus,

wenn die Stichworte Schichtarbeit, Pendler und Montagetarbeiter oder industrielle Arbeitsplätze fallen? Und wenn ein Stadt-Quartier kinder- und familienfreundlich gestaltet werden muß, erleben die Menschen Kirche als solidarisch? Der Wohnungsbau zwischen Bedürfnis und Renditen vertreibt sehr oft gerade die Familien.

Aufwertung der Familie bedeutet ferner, die Möglichkeiten der Selbstbestimmung von Frau und Mann in der Familie durch ethische Bewußtseinsbildung und politisches Handeln zu erschließen. All dies wird allerdings erst dann nützen, wenn die Männer begreifen, daß die Familie auch für sie ein Lebenszentrum darstellt und partnerschaftliche Kommunikation ein lebenslanger Lernprozeß ist und sein darf.

5. Es ist aber auch an die Kirche die Frage zu richten, ob sie sich durch traditionelle Leitbilder gefangensetzt für die aktuellen Herausforderungen und Probleme und ob sie nicht selber Positionen vertritt, die zu einem partnerschaftlich-solidarischen und dynamischen Leit-Bild von Familie schwerlich nur Brücken bauen.

Natürlich kann nicht die Familie die einzige Sorge der Kirche und der pfarreilichen Pastoral sein. Leicht verlieren wir den Blick für die Singles und Alleinstehenden. Aber Ehe und Familie mit ihrer unbestrittenen Bedeutung für die religiöse Entwicklung sind als Vollzug von Kirche ernstzunehmen. Sie sind bei aller Vielfalt stärker als Subjekt des pastoralen Wirkens und gottesdienstlichen Feierns zu entdecken. Vielleicht entdeckten dann die Menschen viele Züge im Antlitz ihrer Familien in der Kirche, denn die Familie ist nicht nur Lernort im Glauben, sondern auch Lernort für die Kirche.

Artikel

Liselotte Wilk Vielfalt von Familien als soziale Realität

Im folgenden Beitrag wird die soziale Realität heutiger Familien mit sozialwissenschaftlichen Daten aus Österreich beschrieben. Die Vielfalt familiärer Lebensformen ist aber in den anderen deutschsprachigen Ländern ähnlich: die traditionelle bürgerliche Kernfamilie, die das Idealbild von Familie war, ist in wachsendem Ausmaß zu ergänzen um Stieffamilien und Teilfamilien. Dabei ist es überraschend festzustellen, daß – nach Schätzungen in der Bundesrepublik Deutschland in den 80er Jahren – etwas mehr Stieffamilien durch Eheschließungen entstehen, die nach Todesfällen eines Ehepartners eingegangen